

Hauptpastor Dr. Jens-Martin Kruse

Predigt über Lk 18,1-8 am Vorletzten Sonntag des Kirchenjahres (13. Nov. 2022) in der Hauptkirche St. Petri

„Gnade sei mit Euch und Friede von Gott, unserm Vater, und dem Herrn Jesus Christus.“ Amen.

I.

Wenn Jesus ein Gleichnis erzählt, liebe Gemeinde, dann setzt er mitten im Leben ein: bei Erfahrungen, die wir alle kennen. Dem Wachsen des Samens. Der Einladung zu einem Fest. Der Begegnung mit einem hartherzigen Menschen. Doch Jesus geht es nicht darum, uns zu erzählen, was wir schon kennen, sondern er will uns in und durch die alltäglichen Begebenheiten die Augen für etwas öffnen, was wir oft übersehen, nämlich, wer Gott ist und wie er sich uns Menschen gegenüber verhält. Genau darum geht es auch beim Gleichnis vom Richter und der Witwe, das unseren heutigen Predigttext bildet. Er findet sich im 18. Kapitel des Lukas-Evangeliums und lautet: *„Jesus sagte ihnen aber ein Gleichnis davon, dass man allezeit beten und nicht nachlassen sollte (v. 1), und sprach: Es war ein Richter in einer Stadt, der fürchtete sich nicht vor Gott und scheute sich vor keinem Menschen (v. 2). Es war aber eine Witwe in derselben Stadt, die kam immer wieder zu ihm und sprach: Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher! (v. 3) Und er wollte lange nicht. Danach aber dachte er bei sich selbst: Wenn ich mich schon vor Gott nicht fürchte noch vor keinem Menschen scheue (v. 4), will ich doch dieser Witwe, weil sie mir so viel Mühe macht, Recht schaffen, damit sie nicht zuletzt komme und mir ins Gesicht schlage (v. 5). Da sprach der Herr: Hört, was der ungerechte Richter sagt! (v. 6) Sollte Gott nicht auch Recht schaffen seinen Auserwählten, die zu ihm Tag und Nacht rufen, und sollte er bei ihnen lange warten? (v. 7) Ich sage euch: Er wird ihnen Recht schaffen in Kürze. Doch wenn der Menschensohn kommen wird, meinst du, er werde Glauben finden auf Erden? (v. 8)“*

II.

Der Witwe in dieser Geschichte gilt unsere Sympathie. Ihr ist ein doppeltes Unglück widerfahren: Zum einen ist ihr Unrecht geschehen. Zum anderen wird ihr die Wiederherstellung von Gerechtigkeit verweigert. Die Frau hat wenig Chancen, denn ihre Position als Witwe ist eine der schwächsten, die man in der antiken Gesellschaft überhaupt haben kann. Doch die Frau lässt sich von ihrer schlechten Ausgangslage nicht entmutigen. Sie macht öffentlich vernehmbar den Mund auf und bleibt weiterhin aktiv in einer Situation, die sie in die Passivität drängt und die zur

Resignation genügend Anlass gäbe. „*Schaffe mir Recht gegen meinen Widersacher!*“ (v. 3), fordert sie den Richter hartnäckig auf. Der jedoch geht auf das Anliegen der Witwe nicht ein. Bis er schließlich nachgibt, nicht weil er sein Fehlverhalten eingesehen hätte, sondern allein, damit die Frau ihm nicht länger auf die Nerven geht und aus Sorge um sein Ansehen. Vollkommen zu Recht sind wir über das zynische und selbstgerechte Verhalten des Richters empört. Wie bedrückend es ist, wenn man es mit solchen Typen zu tun bekommt, das kennen viele aus eigener Erfahrung. Doch warum erzählt uns Jesus dieses Gleichnis? Wofür will er uns die Augen öffnen, wenn es ihm nicht um Alltagserfahrungen geht? Will er etwa Gott in die Nachbarschaft dieses ungerechten Richters rücken?

III.

Sofort meldet sich Widerspruch: Denn die Bilder, mit denen wir Gottes Eigenschaften beschreiben, sind andere: Gott als barmherziger Vater, der seinem verlorenen Sohn entgegenläuft. Oder Gott als guter Hirte, der das verlorene Schaf so lange sucht, bis er es gefunden hat. So stellen wir uns Gott vor. Aber Gott als ungerechter Richter, der die Notleidenden warten lässt, den das Schicksal der unschuldig Leidenden nicht berührt? Das kann, das darf nicht wahr sein.

Und doch gibt es Situationen im Leben, in denen sich die Frage einschleicht, ob Gott nicht mehr mit diesem Richter gemein hat, als uns lieb ist. Und zwar dann, wenn er unsere Not nicht zu bemerken scheint. Wenn wir den Boden unter den Füßen verlieren. Wenn wir es mit einem hartherzigen Menschen zu tun bekommen. Wenn sich das Böse nicht stoppen lässt. Wenn Diktatoren in ihrer selbtherrlichen Verblendung das Leben von unschuldigen Menschen zerstören. Wenn wir uns in unserer Not im Gebet immer wieder an Gott wenden. Aber weder ein offenes Ohr noch eine helfende Hand bei ihm finden. Dann kann das Vertrauen in den guten Gott ins Wanken geraten und er uns wie ein ungerechter, willkürlich handelnder Richter erscheinen.

Es ist ein schmaler Grat, auf den Jesus uns hier führt. Abgründe tun sich auf, in denen wir verloren gehen könnten. Mit seinem Gleichnis öffnet Jesus den Raum auch für solch bedrohliche Gottesvorstellungen. Er legt sie offen, weil er sie – unausgesprochen – in uns vermutet. Weil er das, was uns lähmt und bedrängt, nicht verdrängen, sondern aufdecken will. Weil er weiß, dass gerade *hier* unser Problem liegt: dass wir da, wo Gott nicht tut, was wir von ihm erwarten, in der Gefahr stehen, ihn mit einem ungerechten Richter zu verwechseln.

IV.

Doch nun, nachdem Jesus den Mut hatte, Gott in die gefährliche Nachbarschaft dieses gottlosen Richters zu rücken, reißt er das Steuerrad um 180° Grad herum. Das Gleichnis bricht auf für einen

ganz anderen Schluss, indem Jesus sagt: Wenn schon dieser Gott und Menschen verachtende Richter aus reinem Eigennutz einem schutzlosen Menschen zu seinem Recht verhilft, um wie viel mehr wird Gott Recht schaffen den Menschen, die zu ihm rufen. Ist Gott doch ganz anders als dieser Richter. Genau das Gegenteil, nämlich *„barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte“* (Ps 103,8). Abba – lieber Vater, nennt ihn Jesus und dürfen auch wir ihn rufen. *„Denn also hat Gott die Welt geliebt, dass er seinen eingeborenen Sohn gab“*, heißt es beim Evangelisten Johannes, *„damit alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohn nicht in die Welt gesandt, dass er die Welt richte, sondern dass die Welt durch ihn gerettet werde“* (Joh 3,16.17) Das ist Gottes Wille für uns. Er ist weder ein ungerechter Richter noch eine anonyme Schicksalsmacht, sondern unser Gott ist der Gott, der sich uns in seinem Sohn Jesus Christus liebend zuwendet, der treu zu uns steht und unserem Leben eine gute Perspektive geben will. Diese Zuwendung Gottes ist das Erste. Auf sie antwortet, wer betet.

V.

Jetzt erst, unter dieser Voraussetzung wird verständlich, warum Jesus dieses Gleichnis erzählt. Weil Gott nicht aufhört, *„barmherzig und gnädig, geduldig und von großer Güte“* (Ps 103,8) zu sein, deshalb macht es Sinn, sich trotz schwieriger Zeiten nicht entmutigen zu lassen und all das, was uns Sorge, Angst und Unsicherheit bereitet, im Gebet vor Gott zu bringen. Und zwar ebenso entschlossen, aufrichtig und beharrlich wie die Unrecht erleidende Witwe in diesem Gleichnis.

Ihre Entschlossenheit und Beharrlichkeit ist Ausdruck ihrer tiefen Not. Und zugleich spricht sich in ihrem Verhalten die feste Überzeugung aus, dass sie sich an die richtige Person wendet. Die Person, die in der Lage ist, ihr Recht zu verschaffen. Denn natürlich wendet man sich nicht an jemanden, von dem man nicht weiß, ob er oder sie helfen kann. Vielmehr bittet man doch nur den, der in der Lage ist zu helfen, um das, was einem fehlt.

Es geht hier um die Frage, auf wem wir uns verlassen und wem wir zutrauen, dass er unsere Not wenden kann. Das ist – darauf hat Luther aufmerksam gemacht – die Frage danach, wer oder was unser Gott ist. *„Ein Gott heißet das“* - sagt Luther - *„dazu man sich versehen soll alles Guten und Zuflucht haben in allen Nöten.“* Um so ein Vertrauen zu Gott wirbt Jesus mit seinem Gleichnis, weil er überzeugt ist, dass es dem Leben der Menschen gut tut, wenn unsere Vorstellungen und Verhaltensweise nach dem Willen Gottes umgestaltet werden. *„Nicht, was ich will, sondern was du willst“* - das ist die Grundhaltung des Betens. Wer zu Gott betet, der lebt daher anders. Denn er lässt sich in seinem Reden und Tun von Gottes Wille bestimmen. Deshalb ist mit dem Beten kein Rückzug aus der Welt, sondern eine Hinwendung zum Leben verbunden. Wenn unser Gott ein Gott ist, der Recht schafft, gerade den Armen Recht schafft, dann wird Glaube an ihn zu dem Bemühen,

dies zu unterstützen und alles dafür zu tun, dass der bittende Witwe Gerechtigkeit widerfährt, dass der Sehnsucht der Menschen nach Frieden endlich mutige Taten folgen, dass wir einander in diesem Winter hilfreich zur Seite stehen und das Nötigste dafür tun, dass niemand in der Kälte übersehen wird.

Jesu Gleichnis ist wie ein Ruf zur Sache. Inmitten all dessen, was an Ungerechtigkeit und Friedlosigkeit in dieser Welt nicht auszuhalten ist, was uns müde macht und verzagt, führt Jesus uns zur Mitte des Glaubens zurück, indem er uns zum Vertrauen auf Gott, zu beharrlichem Gebet und zur tätigen Liebe untereinander ruft. Und zur Zuversicht. Denn wenn schon dieser ungerechte Richter sich erweichen lässt, dann gewiss doch auch unser Gott, der nicht distanziert zuschaut, sondern der *„die Gewaltigen vom Thron stößt und die Niedrigen erhebt“* (Lk 1,12), und der das Heil der Menschen will, ihr Glück. Der will, dass ihr Leben, unser Leben Erfüllung findet. Wenn wir an diesem Vertrauen auf diesen Gott festhalten und darum aufrichtig, entschlossen und beharrlich beten und verantwortlich handeln, dann wird sich unsere Wirklichkeit verändern. Vielleicht zunächst im Kleinen, kaum beobachtbar, nicht hier oder da, aber eben doch schon dort. Weil wir nicht allein unterwegs sind, sondern auf all unseren Wegen von Gott getragen und behütet sind. Darum: *„Seht auf und erhebt eure Häupter, weil sich eure Erlösung naht“* (Lk 21,28)

Amen.

„Und der Friede Gottes, der höher ist als alle Vernunft, bewahre Eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.“ Amen.